Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Die Novelle einer Liebe
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574671

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Novelle einer Liebe.

Von Maja Matthey, Zürich.

Dort, wo zwei Gassen der Stadt sich kreuzen, saß am Fenster ein älterer Mann, betrachtete die Frühsonne durch geschlossene Scheiben und öffnete um Mittag weit die Flügel, lehnte sich auf die Holzbrüstung und sah zu, wie sie höher und höher stieg. Sein am Leben kühl gewordenes Fleisch erwärmte der warme Strahl und erfüllte ihn mit einer behaglichen, süßen Müdigkeit, darin die Dinge wie im Halbtraum mystisch verklärt schienen. Sobald die Sonne über dem Bergscheitel stand, schloß der Mann ängstlich das Fenster zu, sah noch einmal mit blinzelnden Blicken in die verglühende Gloriole und drückte sich in seinen Lehnstuhl, der so gestellt war, daß der letzte goldene Schein noch spielend über seine welken Hände huschte, ehe die Dämmerung den Tag und die wundersame Wärme ganz aufgetrunken hatte.

„Was steht in der Zeitung?" fragte die Aufwärterin beim Eintreten, schob dem Manne ein Kissen in den Rücken und eine Decke über die Knie. Sie gab ihm die Brille und zündete die Leselampe an. Der Mann griff mit zittrigen Händen nach dem Stadtblatt, irrte durch die schmale Weisheit des Leitartikels und stieß einen erregten Laut aus, als im Feuilleton eine Novelle angekündigt stand, die Marie Elleanor Oktavie geschrieben hatte. Das Zeitungsblatt zitterte in seinen Händen. Seine Augen bekamen einen toten Blick. Ihre Sehkraft richtete sich in die Vergangenheit, durchbrach den Staub der Jahre und haftete klar in einem Jahrzehnt, aus dem eine leise Musik in die Greisenohren summte. „Marie Elleanor Oktavie!" Er sprach den Namen laut mit zärtlichem Glucksen, wiederholte ihn feierlich und faltete die Hände über dem Zeitungsblatt.

Viele Jahre seines Lebens war er mit dieser Frau gegangen, hatte ihre Seele eingeatmet wie den Duft einer Lieblingsblume und sich an der Reife ihres Körpers den Rausch der Leidenschaft zu einer inbrünstigen Zärtlichkeit gedämpft. Vor ihm leuchtete ihr Blondhaar im satten Goldton; er fühlte, wie sich ihre wiegenden Hüften ihm bogen, und trank aus ihrem Munde eines jener seltenen Worte, mit denen die Frau sparsam und lässig die Unterhaltung gewürzt hatte.

„Meine Seele redet selten mit der deinen durch den Laut der Lippen," hatte sie oft zu ihm gesagt. „Die Sprache hat zu karge Ausdrucksmittel." Damals war sie noch neben ihm gesessen und hatte ihm zärtlich über den Kopf gestrichen, ihre Finger spielerisch in das Gekraus seines Hinterkopfes verstrickt und ihn dabei ruhig und warm angesehen.

Ihn ärgerte die Kargheit ihres Redewillens.

Geschickt erforschte er ihre zärtlichen Gedanken und spießte sie auf die Dolche seines scharfen und kritischen Verstandes.

„Meine lichten Sommervögel sterben in deinen Nadeln," hatte sie damals schmerzlich geklagt.

„Ich liebe den Disput," war seine Antwort gewesen. „Sind die Falter aufgespießt, so kann man sie zur behaglichen Kontemplation im Glaskasten aufbewahren."

„Als Leichen!" lehnte sie ab und ließ ihre Finger aus dem Gekraus seiner Nackenhaare in ihren Schoß sinken. Dort ruhten sie schmal und edel geformt und reizten ihn zu neuen Angriffen.

„Die Leichen behalten Farbe und Form!" stritt er.

„Ihre größte Anmut war die bewegliche Schwinge, die sie leicht davontrug über Feld und Bach und über einem Blüstlein schwebte, zierlich wie meine ungesprochenen Worte über unserm Glück."

Darauf mochte er nichts erwidern, überließ sich ganz dem Zauber, neben ihr zu sitzen, lehnte seinen Kopf auf ihre Brust und ließ sich von der Faulheit meistern.

„Ich höre nichts, ich höre nichts!" neckte er ab und zu und gab sich den Anschein, bemüht zu sein, auf das zu lauschen, was ihre Seele der seinen zuflüstern mochte.

Glückselig lachte sie ihn an, konzentriert in die Süßigkeit des Beieinanderseins.

Unrast trieb ihn bald von ihrer Seite

in die Zerstreuung und stachelte ihn an, sich in tausenderlei Alltagskram zu verzetteln. Erst, wenn er müde und ganz ausgeschöpft war, fand er sich wieder zu ihr heim. „Marie Elleanor Oktavie," murmelte der Greis, beseligt in der Erinnerung. „Doch waren manchmal Schatten in deinem lieben Gesicht." Er lauschte, ob nicht von irgendwoher ihre Stimme ihm Antwort tönen möchte.

„Ja, ich habe sie viel allein gelassen," gestand er sich. „Sie hatte die Mutter; die half ihr darüber hinweg." Er versuchte sich den Zauber ihrer Nähe durch die Erinnerung vorzutäuschen. Ihr so oft verschattetes Gesicht wollte nicht weichen. „Es ist wahr, ich habe mich an vielerlei verloren!" gab er mit Bedauern zu.

Da war es ihm, es käme als Antwort: „Und ich an dich, so mußte ich es tragen!" Begierig, mehr zu vernehmen, streckte er den Oberkörper im Lehnstuhl vor. Er vernahm nichts als das Sausen seines von genossener Sonnenwärme rascheren Blutes in den Ohren. „Marie Elleanor Oktavie, so oft ich von dir kosten wollte, hast du mir gegeben — bis du gestorben bist."

Der Greis griff die Zeitung wieder auf und bemerkte, daß ihm die Brillengläser angelaufen waren. Umständlich putzte er daran herum und fing an zu lesen. Mit jeder Zeile, die er las, wich die Gegenwart weiter zurück. Er war nicht mehr der einsame Greis im Lehnstuhl. Er fühlte sich neben der Frau sitzen, die sein gewesen war, glaubte den Schlag ihres Herzens zu hören, und es war wieder, als spräche ihre Seele zu ihm, mit dem Unterschiede, daß er jetzt jedes Wort verstand und in zitternder Erregung in sich hineintrank.

Die Aufwärterin kam mit dem Abendbrot herein.

Der Tee wurde im Kruge kalt.

„Herr!" ermahnte sie.

Mit einem drohenden Blick scheuchte sie der Greis zur Türe hinaus. Er las:

„Das gute Jahr der sich vollendenden Liebe. Hartmann Galtrain fand den Mut zu der, die sein war. Er achtete nicht auf das Geschwätz um ihn her und ließ sich von der Stimme seines Herzens führen. So fand er sich zu ihr mit Seele und Leib. Sie teilte mit ihm ihr Brot und ließ sich von ihm den Anken zumessen, den sein Tagwerk abwarf. ‚Mir ist die Jagd nach Gewinn verleidet,' sagte er zu ihr in den stillen Abendstunden. ‚Wir haben, was wir brauchen, und sind uns gut.' Beglückt suchte sie seine Augen und bemerkte, wie ihr Leuchten tiefer und beschlossner war, als sie es je gekannt hatte. Sonst waren seine Augen wie schnelle Funken von einem Ding zum andern gesprungen, hatten sich in tausenderlei Nichtigkeit gespiegelt und nur selten sich im Strahl der ihren ruhig gesonnt. Mit leichten Fingerspitzen glitt sie der Zeichnung seiner Brauen nach und zog einen Kreis um die Lider und strich zuletzt leicht und weich darüber hin, als wolle sie mit diesem sanften Druck die Augen feien gegen alle Unstätigkeit und Unrast. Hand in Hand gingen sie zu den Kranken, den Bedrückten und Elenden. ‚Heile, Hartmann Galtrain!' befahl sie, wenn eine Krankheit armes Leben ängstigte. Auf ihr Geheiß zwang er sein Wissen zur letzten Hergabe dessen, was an helfenden Kräften dem kundigen Geist sich zeigt. ‚Ich weiß nichts mehr!' stammelte er manchmal und vergrub seine Stirn in die aufgestützten Hände. ‚Mach das Sterben leicht,' bat sie, ‚wenn es anders nicht sein kann,' und er war an das Lager der Sterbenden getreten und gab einem jeden den Trost, den er für sich begehrte. — Müde suchte er sie auf. Ihre Arme umschlangen ihn, und von ihrem Munde sog er neue Kraft. Die schöne, gute Kraft zur Ruhe. — Das Frühlicht fiel auf ihre traumselig atmenden Leiber."

„Hartmann Galtrain," unterbrach der Greis die Lektüre des Feuilletons, „ich bin eifersüchtig auf dich. Er zänkelte und schmälte vor sich hin, knitterte die Zeitung zusammen und rückte unruhig im Lehnstuhl hin und her.

„Nicht dein, Hartmann Galtrain, mein war Marie Oktavie Elleanor!" Er bekam einen roten, heißen Kopf, wie ihn Greise bekommen, die von Aerger Kongestionen haben. Das Blut hämmerte in seinen brüchigen Adern, bis ein leichter Schwin-

del ihn erfaßte und ihn für einen Augenblick ins Halbbewußtsein trug.

„Nur ein Narr wird eifersüchtig auf sein ins Licht gehobene Bild!“ brauste es ihm in die Ohren.

Schwindel und Hitze verflogen. Er besänftigte sich sogleich, nahm das Feuilleton wieder auf, strich die zerknitterte Seite glatt und las weiter.

„So kurz ist unser Leben,“ sagte darin das Weib zum Manne. „Aus einer langen Kindheit erwachen wir zur Liebe, suchen den Gefährten und lassen uns suchen, binden uns und erfahren, daß wir im Irrtum waren, lösen uns und zögern zaghaft, wie eingeschüchterte Unmündige uns neu zu geben. So schnell gehen unsere Jahre. Ich fand dich spät, Hartmann Galtrain; doch unsere Liebe, liebster Mann, sie ist groß genug, um die Form zu überdauern; wenn der Leib zerfallen ist, herrscht der Geist.“

„Marie Elleanor Oktavie,“ stammelte der Greis im Lehnstuhl. „Ich ließ dich so viel allein und ging meinen trotzigen Weg. Ich tat, als achtete ich gering, was du mir gabst, um dir zu zeigen, wie frei ich mich glaubte. So habe ich dich und mich um vieles Glück betrogen.“ Der Greis tupfte mit dem Zeigefinger die Spalten des Blattes ab, als wolle er die feinen Nerven der Fingerspitzen dazu benutzen, ihm eine Antwort herauszufinden, auf das, was ihn im Gewissen zu bedrängen begann.

Allerlei Naturschilderung zeigte ihm der Finger an, den See, an dessen Ufern er mit ihr gesessen war, grüne Grasflecke und leichte Berghöhe. Mit diesen Erinnerungen konnte er jetzt nichts anfangen. Endlich traf er einen kleinen Abschnitt an, den er mehrmals nacheinander las und dann Wort für Wort laut aussprechend, sich dankbar einprägte.

„Ich wußte alles,“ wiederholte er sich fast feierlich. „Hartmann Galtrain, ich kannte deine Not, die leibliche und die seelische. Aber dein Herz hat an meinem geklopft, ich erkannte deine Seele. Immer gingst du neben mir, immer warst du bei mir in Gedanken und Gefühl. So sind unsere Seelen zusammengewachsen und bekamen ihre Krone. Sieh dir diese Krone an, Hartmann, sie trägt im lichten Glasfluß unser gemeinsames Leben, wie es meine Seele gesehen hat.“

„Ja, ich erkenne mich,“ jubelte der Greis im Lehnstuhl, jäh die Lektüre unterbrechend. „Ja, so war ich gewillt zu handeln. Die Torheit des Lebens hielt mich ab, stahl mir den Willen und machte mich launisch. Menschen zerrten an mir herum, zwangen meinen Willen nach dem ihren. Das machte mich noch übellauniger. Wie eine Fliege im Spinnennetz zappelte mein Willen in den Krallen anderer Willen. Oktavie Elleanor Marie, wenn ich mich dann wieder zu dir gefunden hatte, dann wurde ich mein selbst, wenn ich an deinem Herzen lag, gehörte ich mir und war in Wahrheit frei.“ Erschöpft sank er zurück, raffte sich wieder auf und nahm ein paar Schlücke des bereitgestellten Tees, aß vom Brot und süßte sich den Trank noch ein wenig nach, den er jetzt in einem Zug leerte. Die Speise erquickte ihn. Er putzte sich aufs neue die Brillengläser, schraubte den Docht der Lampe höher und las die letzte Spalte des Feuilletons.

„Das Weib begann den Tod zu spüren,“ las er. „Es war an einem warmen Vorfrühlingsabend, daß sie den Mann bei der Hand nahm, ihn in die Kammer zog, nicht wie sonst zur Liebe. In einer ernsten, stillen Haltung sprach sie: ‚Wenn ich tot bin, behalte mich im Gedächtnis!‘“

Er empfand keine Einsamkeit, als sie gestorben und begraben war. Das Weib stand ihm im Gedächtnis, ging mit ihm an sein Tagwerk; er fühlte ihre Nähe, wenn er die Kranken heilte und die Absterbenden tröstete, und daheim fand er sich zu ihr mit der Seele, so sehr, daß er sie manchmal laut um ihren Beifall befragte. Hartmann löste sich von den äußern und sichtbaren Dingen und tastete vorwärts in neue Helle.

„So tat jener Mann,“ sagte der Greis. „Ich habe dich vergessen jahrelang nach deinem Absterben. Nur manchmal im Herbst dachte ich an dich. Wenn die letzte Sonne auf dem bunten Laube lag, dachte ich an die Wärme, die mir von dir gekommen war. Manchmal dachte ich auch an dich im Frühling, wenn dein Todestag eine Zeitung, die ich las, veranlaßte, von dir zu sprechen.“

„Sag, Marie Elleanor, hätte es so werden können mit uns, wie ich es jetzt lese?"

„Ja," klang es ihm in den Ohren. „Unser Leben war wie Winter. Unser Frühling lebt in meinem Buche."

Der Greis lauschte auf die Stimmen, die aus dem sinkenden Abend zu kommen schienen. Er hielt die Hände über dem Zeitungsfeuilleton und die Brille zwischen Daumen und Zeigefinger, als fühle er, daß er jetzt nicht mehr des Notbehelfes dieser Erzählung bedürfe, um die Seele Mariens zu verstehen.

„Sprich weiter zu mir," bat er, „du hast mir erst so wenig gesagt!" Aufs äußerste angestrengt lauschte der Greis, fühlte, wie seine Gehirnkraft müde wurde und es sich wie eine Schwäche um seine Sinne legte. „Marie Elleanor!" zwängte er aus sich heraus, seiner Schwäche zum Trotz.

„Mein Leben ging zu Ende," klang es ihm in die Ohren. „Deins ist bald vorbei. Mein Buch lebt und adelt unser Gedächtnis bei denen, die danach greifen. Das ist mein Geschenk an dich."

Es war dem Greis, als wolle sich jemand entfernen. „Bleib," bat er, „geh noch nicht, Marie Elleanor!" Er streckte seine Arme aus in die leere Luft. Die Brille fiel zu Boden und zerscherbelte.

Die Aufwärterin kam herein. Mit harten, lauten Bewegungen wischte sie die Scherben zusammen.

Zusammengesunken saß der Greis im Lehnstuhl, bemüht, das Zeitungsfeuilleton auf seinen Knien zu halten.

Breithüftig, mit platten Brüsten stellte sich die Aufwärterin vor ihm auf.

„Herr, Ihr wechselt die Farbe, ist es Euch schlecht?" fragte sie.

„Du hast mir sie vertrieben!" schmälte der Greis sie an.

„Er phantasiert, es ist etwas Ernsthaftes mit ihm," werweiste die Aufwärterin.

Mit letzter Energie richtete sich der Greis auf und versuchte, die Aufwärterin beiseite zu schieben. „Sie füllt die Luft aus und verdeckt die süße Gestalt, die mir aus der Erinnerung ins Zimmer gesprungen ist," wehrte er sich gegen den Dienst der Magd.

Die Aufwärterin mißverstand seine Bewegung, glaubte ihren alten Herrn schon in den letzten Schuhen, bereit, seine Wanderung anzutreten. Sie wickelte den Widerstrebenden in eine Decke und trug ihn vom Lehnstuhl aufs Sofa. Dann schraubte sie das Licht klein, zog die Lismete aus dem Arbeitskorb und setzte sich hin, um die Nacht zu wachen.

Es wehte kein Laut von draußen herein. Im Raum wurde es stiller. Die erregten Atemzüge des Greises wurden regelmäßiger. Er gab den Widerstand auf gegen die grobgeartete Frau, die ihn in die Kissen gestoßen hatte. Um einen kleinen Spalt öffnete er die Augenlider. Vom herabgeschraubten Lampenlicht fiel ein Schimmer ihm in den Blick. Während er in die Helle blinzelte, begann sein Gehirn, neu zu arbeiten. Seine Seele schlüpfte aus der Dämmerung der Greisenjahre in die heiße Zeit vergangener Freude.

„Grausame," murrte er, „warum hast du mich nicht in deinen Weg gezwungen, daß wir es erlebten wie in deiner Geschichte?" Er lauschte in die Stille, hörte das eintönige Nadelgeklapper der strickenden Frau und das gleichmäßige Ticken der Uhr.

„Um mein Teil Glück hast du mich dadurch gebracht!" grollte er und machte die Augen auf. Er sah die Gegenstände der Stube in dem matten Lampenlicht, die steifbeinigen Stühle aus blanklackiertem Holz und was sonst in die Einrichtung eines Zimmers gehört. Während seine Blicke von Gegenstand zu Gegenstand glitten, beruhigte sich sein Groll. Er hatte für sich bleiben wollen und diesen Willen klar ausgesprochen. Den hatte sie geachtet und die Bitternis tapfer bezwungen, die ihr daraus in die Seele kommen wollte. Alle Worte, die von Bedeutung waren, und die sie in den Jahren des Zusammenseins gesprochen, fielen ihm ein. Langsam faltete er die Hände auf der Brust und senkte die Lider über seine Augen. „Marie Elleanor Oktavie!" flüsterte er.

Der Aufwärterin neben ihm entglitt der Strickstrumpf und fiel mit klirrendem Geräusch auf den Boden.

Der Greis richtete sich im Bette auf. „Marie Elleanor!" lockte er. Er versuchte, sich hinter seinen geschlossenen Lidern die

Gestalt vorzustellen. Immer wieder zerrann ihm das Bild. Jetzt glaubte er, sie halten zu können am Zipfel ihres Gewandes; er streckte die Hand danach aus. Da war sie schon wieder im Nebel entglitten. Er schmiegte sich müde in die Kissen.

„Heute kamst du zu mir in deiner Geschichte. Ich fange an, dich zu verstehen," murmelte er. Er fuhr über die Bettdecke, strich sie glatt und wischte noch einmal nach, bis über den Rand des Lagers. So viele Jahre hatte er gerechnet und vernünftelet; das wischte er mit dieser Handbewegung fort von sich. Während er sich und seinen Zustand beobachtete, kam es ihm vor, als löse sich ihm ein hemmender Ring im Gehirn. Er spürte ein anderes und größeres Leben in sich. „Marie?" fragte er zaghaft. „Marie Elleanor!" sagte er und glaubte ihre Stimme zu hören.

Da gab er seine Enge auf und tauchte in die Flut der Liebe. Immer schärfer hörten seine Ohren in die Stille. Plötzlich erkannte er, daß es nicht mehr die Stimme des Weibes allein war, die er hörte, daß auch die seine sich auflöste in ein vielläutiges Brausen, als quöllen Chöre aus ungemessenem Raum oder Wohllaut in sein Ohr. Die summenden Töne beunruhigten ihn. Er warf sich unruhig auf seinem Lager hin und her. Ein zäher Schmerz wühlte ihm in den Adern und spannte ihm die Gefäße an, Bild um Bild sprang ihm ins Gehirn, gejagt vom nächsten Bilde. Sein ganzes Leben durchlebte er in zäher, ausdauernder Beharrlichkeit, als wäre er im Leierkasten eingeschraubt und müßte es sich gefallen lassen, immer wieder heruntergeorgelt zu werden.

Er hatte nicht mehr die Kraft, seine Decke zurückzuschieben, die ihm bis über die Ohren gerutscht war. Schweiß kam ihm in die Haut. Der Sturm der Bilder ebbte zurück, verfloß irgendwo im Sande, spurlos und ohne Duft. Die Worte des Feuilletons klangen ihm im Ohr, bahnten sich den Weg zum Gehirn und Herzen und wurden sein Eigentum. „Mein," betonte er, „Marie Elleanor ist mein!" Damit bekannte er sich trotzig und kurz zu der Toten.

Das Lampenöl war verbraucht. Kohlend und stinkend verglomm der Docht. Durch das Fenster fiel das Grau der Morgendämmerung, der Aufwärterin quollen ein paar gurgelnde Laute aus dem Mund, an denen sie erwachte. Mechanisch sah sie hinüber zu dem Lager des Greises, begegnete seinem kalten, spöttisch auf sie gerichteten Blick und begnügte sich damit, ihr Strickzeug vom Boden aufzulesen und in die Nebenkammer zu gehen.

„Bringt die Zeitung von gestern mit dem Kaffee!" rief der Greis. „Oder nein, ich brauche die Zeitung nicht mehr. Jetzt erlebe ich meine Geschichte zu Ende."

Es pressierte ihm nicht, aus dem Bett ans Fenster zu kommen. Die Frühsonne schien tief hinein in die Stube und warf Lichtringe auf die Decke. Er kümmerte sich nicht um das Spiel der hüpfenden Ringe.

„Nein," sagte er sich öfters, schnalzte dazu mit den Lippen, als habe er einen köstlichen Geschmack nachzukosten. In ihm war ein Gewoge von Licht, das wurde stärker und leuchtender und bekam Kraft, das dunkelste Geheimnis zu enträtseln.

„Marie Elleanor!" bat der Greis. Vor seinen Augen baute sich jetzt wie von selbst die Lichtfülle ihrer Gestalt auf, erst weich und fließend, dann ruhig und kühn. Es fiel ihm nicht ein, nach ihr zu greifen. Aus einer Kammer seines Gehirns sprang ihm die Wissenschaft zu, daß sie nicht zu greifen sei mit Händen. Selig betrachtete er sie und bemerkte, wie sie gleichsam erdenfester wurde, je inbrünstiger sein Gedankenkreis um sie die lebendigen Maschen der Erinnerung schlang.

Seine Einsamkeit hatte aufgehört. Vergnügt lächelnd lebte er den Teil seines Lebens nach, den zu leben er vergessen hatte, als er noch rüstigen Leibes wie ein Wirbelwind in alle Gassen gefahren war.

„Er wird kindisch," klatschte die Aufwärterin, schämte sich des Ausspruches, sobald sie in das heitere Gesicht ihres Herrn sah, den ihre Gegenwart nicht mehr störte. Sie hob ihn aus dem Bett, verhalf ihm in den Lehnstuhl, rückte ihn in die Sonne und nötigte ihn, ein paar Schritte in der Sonne zu machen. Sie deckte ihm an kühlen Abenden warme Decken um die fröstelnden Knie und wartete.

Derweil lief der Greis in Gedanken mit Marie Elleanor durch Wiesen voll Frühling, hörte mit ihr im Walde den Kuckuck schreien, haschte nach der Glockenblume und im Spätherbst nach dem weißen Garn, das sich dieser in die leuchtenden Tage spinnt, und saß neben ihr an Winterabenden, an denen das Fallen des Schnees allen Lärm auftrank und nur der Herzschlag des Lebens tönte, leise und scheu, wie gedämpft von uferlosen Traumweiten her.

Zwöi geischtlechi Lieder

I.

Du machsch, daß d' Sunne lüüchtet
Und bisch, wo d' Schtärne si —
Und mir si uf der Aerde-n
Und si so pring und chly.

Und alles isch vergänglech
Und was mer tüe, isch äng,
Und nume du hesch Srößi
Und nume du bisch geng.

So la-n-is nid vergässe,
Daß d' Wält nid alles isch,
Und gib is das i d' Härze,
Wo groß und göttlech isch.

II.

Mir boue Türm und Hüser,
Und doch: wie pring si die!
Dys Wärk, o Sott, si Bärge,
Was isch so höch wi die?

Si hei die erschti Sunne-n
Und hei die letschti no,
Und trage schtill der Himmel,
We-n einisch d' Nacht isch cho.

So mach is, Sott, wie d' Bärge,
Wo Liecht und Sunne hei
Und, we's isch fischter worde,
Di Nächi gschpüre chöi.

Walter Dietiker, Bern.

Gedichte

von Hans Debrunner, Frauenfeld-Berlin.

Aus einem Zyklus „Maria"

Als du zu mir ins Zimmer tratst,
Da war's von Duft und Glanz durchflossen,
Als hätt' ein umgestürztes Glas
Mir Rosen auf den Tisch gegossen.

Und als du gingst, da blieb ein Hauch
Von dir in meinen Kissen hangen,
Wie wenn sie mir die Rosenglut
Für tote Tage aufgefangen.

Mitten im Hohl der Nacht steht ein Herz

Nacht wirft mit herrischer Gebärde
Ihren Schatten über die Erde.
Fern, fern am Himmelsrund
Klammert der Tag sich die Finger wund.
Blut verdunkelt das fliehende Licht,
Bis seine Kraft zerbricht.
Mitten im Hohl der Nacht
Steht ein Herz und wacht
Frierend vor Einsamkeit und Not;
Dunkelheit schlägt Hoffnung tot.